...amm.

Roman von **Wilhelm Meyer-Förster.**

(Fortsetzung und Schluß.)

...konnte nicht weiter. Stumm, ver...lt ließ er sich auf eine Steinbank ..., die arme Last immer noch an ...m Halse. Er lehnte den Kopf ... geschlossenen Augen und offenem, ... Atem ringenden Munde zurück, ... Maries abgerissene Worte schie... ihm aus weiter Ferne zu kommen.

Aber Angst, Mitleid, Verzweiflung rissen ihn von neuem in die Höhe. Als ob sie kleiner und schmaler würde, duckte Marie sich frierend, bebend in seinen Armen zusammen; die Worte verloren den letzten Zusammenhang und lösten sich zu einem herzzerreißenden Weinen.

Er fühlte nicht mehr die Glut der Sonne, sondern schritt mit seiner Last stieren Blickes vorwärts. Merkwürdig, daß er in dieser letzten Anspannung die Ruhe gewonnen hatte, auf den Weg zu achten. Die Hecken hörten nach wenigen hunderten Schritten auf, eine weite Allee uralter Bäume öffnete sich vor ihm — nun wußte Joseph Bescheid: da drüben die Parkanlagen jenseits des Wassers waren der Georgengarten, und links am Ende der Allee lag das Schloß.

Auf einer Bank saß eine Kindermagd und strickte, während ein paar Jungen und Mädchen, die ihrer Obhut anvertraut waren, Ball spielten.

Sie rückte bestürzt zur Seite, als er mit der Frau im Arm an die Bank herankam. Er ging ohne Hut, der Halskragen war auf der einen Seite aufgerissen und die seidene Krawatte herabgezerrt.

Schwer atmend sagte er:

„Sie müssen mir einen Gefallen erweisen und mir einen Wagen besorgen, Fräulein. Die Dame hier ist sehr krank."

Das Mädchen verstand ihn nicht, er mußte die Bitte noch einmal wiederholen. Dann raffte sie ihr Strickzeug zusammen, rief die Kinder und ging eilends davon.

Zwei andere Kinder, deren Mutter oder Fräulein irgendwo in der Nähe sitzen mochte, kamen vorbeigelaufen, machten neugierig Halt und betrachteten Joseph und die Kranke mit großen Augen. Aber dann liefen sie weiter, spielten in der Allee Verstecken und kümmerten sich nicht mehr um die beiden.

Und Joseph, während die Kranke in seinen Armen fieberte, folgte mit den Augen dem Hin und Her der Kinder. Es war ein hübscher, fester Junge und ein etwas kleines Mädchen, beide sehr fein und elegant gekleidet, in Matrosenanzügen mit ganz kurzen, schwarzen Strümpfen, gelben Knopfstiefeln und nackten Beinen.

Sie mochten sieben Jahre alt sein. Als Joseph von Deutschland damals Abschied nahm, waren diese beiden kaum geboren.

„Das ist die neue Generation," dachte er, „die kommenden Leute. Und wir hier sind die Verbrauchten."

„Marie!" rief der Junge, „such' mich!"

Marie. — Joseph horchte auf. Wie wird der Junge heißen? Vielleicht heißt er Joseph.

Aber er erfuhr es nicht. Sie jagten davon, und er sah sie nur noch in der Ferne über die Einfriedigungen springen und dem fremden Verbot zuwider über den Rasen laufen.

War es nicht gestern, daß er selbst noch ein solcher Junge gewesen war? Oder nur ein paar Jahre, daß Marie so aussah wie das kleine Ding da im kurzen Kleidchen?

Nein. Nicht gestern. Zwanzig Jahre. Ein Menschenleben.

Einen Monat hatte er das Gefühl: es ist alles nicht wahr; alles nur ein wüster Traum! Als könnte er Marie emporreißen und sagen: „Komm, Mieze, wir wollen Verstecken spielen oder —" aber dann ging es über ihn hin mit einem eisigen Zittern.

Nichts von Traum! Er hielt kein kleines Mädel im Arm, sondern eine sterbende Frau!

Nach einiger Zeit kam der Wagen wirklich angefahren, eine sehr elegante Droschke mit zwei armseligen, schlecht geschirrten, langsamen Gäulen. Das kleine Dienstmädchen saß stolz auf den Sammetpolstern, die kleinen Mädchen neben ihr, die beiden Jungen auf dem Bock neben dem Kutscher. Die ganze Gesellschaft schien sehr betrübt, daß die kurze Herrlichkeit schon zu Ende war.

Sie stiegen zögernd aus dem Wagen, die Jungen kletterten schweren Herzens vom Bock, dann trat Joseph heran und bettete Marie in die Kissen. Er deckte sie zu und hüllte sie ein in die Pferdedecken, die der Kutscher erstaunt und phlegmatisch ihm reichte.

Er setzte sich neben Marie, und während das Dienstmädchen und die Kinder im Kreise standen, befestigte der Kutscher auf das Geheiß des Herrn mit viel Mühe und Umständlichkeit das Regendach über dem Wagen. Die Fenster wurden hinaufgezogen die Thüren in's Schloß gedrückt, und wie ein enger, dumpfer Kasten, wie ein schwarzer Sarg schloß sich der dunkle Raum um die beiden.

„Hü!" rief der Kutscher und knallte mit der Peitsche. Die armseligen Pferde zogen langsam an und gingen in müdem Schritt durch den tiefen Sand der Allee.

Ein Thor kam mit hohen, schmiedeeisernen Gittern, das Thor des Königsparkes. Nun war es passirt, nun begannen die Pferde auf der Chaussee zu traben, nun lag Herrenhausen hinter Joseph und Marie.

Sie würden nicht wieder dorthin kommen.

Nie.

Zehntes Kapitel.

Jane saß in ihrem schwarzen, einfachen Kleide zwischen fünf oder sechs Damen in gleichfalls schwarzen, einfachen Kleidern, alle anderen Anwesenden in dem mäßig großen runden Raume strahlten und blitzten in bunten Uniformen. Excellenzen und Generale mit schimmernden Orden standen im Vordergrunde neben Albrecht von Heidenstamm, während hinter ihnen Kopf an Kopf Offiziere sich drängten. Alles leuchtete von Gold und Roth, Silber und Blau; die ganze Skala der Farben schob sich in hundertfachen Wiederholungen durcheinander. Im Anfang herrschte eine Todtenstille in der Versammlung, als aber die Rede des Geistlichen weit ausholte, begann diese eintönige Bewegung, wenn jeder einzelne ermüdet von Zeit zu Zeit sich von dem einen Fuß auf den andern lehnt. Die Sporen klirrten, die Säbel klirrten, immer nur leise, in ihrer Gesammtheit aber doch laut und unfeierlich.

Nur zwei waren anwesend, die in ihrer düsteren Kleidung sich scharf von der bunt strahlenden Versammlung abhoben: der Pastor und Joseph. Aber der Pastor befand sich gesondert von allen auf der erhöhten Stufe neben dem von Blumen überdeckten Sarge, während Joseph in seinem schwarzen Anzuge einsam vor den glitzernden Uniformen stand.

Eine Zeitlang saß Jane still, geradeaus vor sich hin schauend auf die Blumen und die sechs großen Wachskerzen, deren dünne Flammen in den voll hereinfallenden Sonnenstrahlen zerflimmerten. Sie fühlte die Blicke dieser hundert Offiziere auf sich gerichtet, neugierige, spöttische, begehrliche Augen; aber sie war nicht in der Stimmung, auch nur einen dieser Blicke zu beachten.

Sie war traurig. Die schweren Krankheitstage, das Sterben und die dumpfe, feierliche Stimmung des Todes hatten sie bewegt. Es war alles so rasch gekommen, sie hatte kaum einen Augenblick Zeit gefunden, über sich selbst und Joseph nachzusinnen und über das, was nun werden sollte.

Ja, was sollte werden?

Sie schaute einen Moment empor auf Joseph, der mit einem blassen, versteinerten Gesicht drüben stand, von seinem Bruder durch fast die ganze Breitseite der Kapelle getrennt.

Der Geistliche sprach in einem feierlichen, gleichmäßigen Tone; Jane gab sich Mühe, ihm zu folgen, aber ihre Gedanken irrten ab.

Was das für eine seltsame Leichenfeier war! Offiziere, Uniformen, Säbel, als ob es sich um ein kriegerisches Fest gehandelt hätte, und nicht um das Zugrabetragen einer zerbrochenen Frau! Mußten diese Herren, wenn sie kommen wollten, in ihren bunten Kleidern erscheinen?

Sie als Amerikanerin begriff es nicht..

Oder konnten sie nicht wenigstens die Waffen draußen lassen?

Sie schüttelte leise den Kopf, und ein sarkastisches Lächeln huschte über ihre Lippen.

Vorn vor allen andern stand Albrecht, den Kopf geneigt und starr vor sich hinblickend. In seinen goldenen Uniformknöpfen blitzte die Sonne. Nur sein Gesicht war blaß und trübe, alles andere strahlte an ihm in der tadellosen Vollendung der Offizierskleidung.

Wieder ging es wie ein bitteres Lächeln um Jane's Mund. Sie dachte an den Nachmittag vor Marie's Sterben, als drinnen am Bett der Todkranken Joseph saß.

Und Jane und Albrecht standen damals nebenan im Eßzimmer am Fenster, dicht nebeneinander: zwei Betrogene! Zwei, über die hinweg die Sterbende und Joseph sich wiedergefunden hatten!

Albrecht nahm ihre Hand und sagte: „Jane! Sie sind unglücklich, ebenso wie ich!" Und mit stammelnden, halbverhüllten Worten sprach er von allem, was sie selbst längst wußte, von seinem Bruder, von seiner eigenen, liebeleeren Ehe, von Jane, die in diesen fürchterlichsten Tagen wie ein tröstender Stern für ihn erschienen sei, — banale Vergleiche, schwächliche Andeutungen seiner Liebe, ein jämmer- ... ein Betrogensein ... zu finden.

„... gutes ...schäft zu machen," dachte sie. Selbst in dieser feierlichen Stunde ging bei der Erinnerung daran ein grimmiger Spott über ihr Gesicht. Es hatte einen Rollentausch geben sollen wie in der Komödie.

Dann war Jemand hereingestürzt mit verstörtem Gesicht, ein Dienstmädchen oder eine Wärterin:

„Sie ist todt!"

Vor dem Bett, das Gesicht in den Händen, saß Joseph. Jane trat an das Fußende und blickte auf die Todte, die Siegerin geblieben war in dem Kampfe um Joseph. Sie lag ganz still und friedlich; sie hatte einen schönen Tod gehabt. In den Armen des Geliebten. Den schönsten Tod ...

Immer noch dauerte die Rede des Geistlichen. Er hatte einen Absatz gemacht, so daß jeder glaubte, die Ansprache sei beendet. Ein Aufathmen ging durch die Reihen und ein Klirren von Säbeln, aber gleich darauf trat wieder tiefe Stille ein, denn die Rede begann von Neuem.

Niemand horchte mehr, man wurde unruhig, in den hinteren Reihen beugten sich Köpfe zu einander und flüsterten.

Nur einer stand wie zuvor und schaute mit großen, starren Augen auf den Geistlichen, der jetzt von dem Kinde Marie erzählte, das er getauft und dem er das erste Abendmahl gereicht hatte.

Jane blickte ihren Mann an: er weinte. Große, schwere Tropfen rannen ihm über das Gesicht, das unverwandt auf den Geistlichen gerichtet war.

Der einzige Mensch, der weinte!

Einen Augenblick war es ihr, als ob diese Thränen ihr das Herz zerschnitten, als ob damit das Letzte ausgelöscht würde, was ihr Herz noch an diesen Mann band, aber dann kam es über sie wie tiefe, weiche Bewegung. Der einzige, der weinte! Der einzige, der fühlte! Der den Muth gehabt hatte, über seinen Bruder, über sie, Jane, über die geifernde Welt fort zu seiner Liebsten zurückzueilen! Der einzige Mann!

Ja, der einzige Mann!

Und während sie ihn unverwandt anstarrte, schien er zu wachsen, schien alles Bunte hinter ihm zu verschwimmen, zu verschwinden, stand er ganz allein mit seinem schmalen, blassen Gesicht — der einzige Mensch.

Da fuhr sie auf: Die Rede war beendet. Die Herren traten zur Seite, die Damen erhoben sich.

Verwirrt tastete Jane nach ihrem Tuch, denn ihr Gesicht war, sie hatte es selbst nicht gefühlt, von Thränen naß.

Aus der Halle hinaus ging es auf den weiten, sonnigen Kirchhof.

In der heißen Sommernacht war ein Regen über Stadt und Feld niedergegangen, nun glitzerten die Tropfen in den Büschen, im Grase und an den Eisengittern der Gräber.

In den Händen der Sargträger schwankte der Sarg langsam und schwer hin und her, er hatte zum letzten Male vor der Ruhe im Grabe etwas Bewegtes, Lebendes.

Man wandelte durch endlose Alleen, über dieses ganze weite Todtenfeld des Döhrener Kirchhofs. Jenseits der Sandsteinmauern sah man grüne Wiesen, die sich lustig in die Ferne ziehen und die eines Tages vielleicht auch von den Sandsteinquadern umfriedigt und dann aufgbrochen worden, um in ihrer Tiefe Särge und Särge aufzunehmen.

Der Blick in die sonnige Weite hatte etwas Beruhigendes. Am Horizont sah man die blauen Gebirge, die zur Weser hinüberleiten. Man athmete wieder freier. Es war, als ob der Tod auf diesen großen Flächen von Feldern und Wiesen seine Schrecken verloren hätte.

Das Gras verwelkt, die Bäume vergehen, Staub wird wieder zu Staub. Man kehrt zurück zur Erde, und der müde Wanderer legt sich hier draußen nieder zur Ruhe. Ueber sein Grab wird der Wind rauschen und der Regen fallen, wird die Sonne scheinen und es Nacht werden und wieder Sonne. Ueber diesen Friedhof, der nach allen Seiten hin sich immer weiter ausdehnt, breiten sich nicht die Schatten alter Bäume, und es giebt da nichts von der feinen Stimmung der Kirche, deren Thurm mitten zwischen den Gräbern emporragt und seine Abendglocken hoch oben ertönen läßt. Es ist der Friedhof einer großen Stadt, planmäßig angelegt mit schnurgraden Alleen und Gräberreihen. Es ist alles sehr sauber und vieles sehr prunkvoll! Gärtnerburschen harken die Wege, und der Todtengräber, ein Mann mit dem Einkommen eines Ministers, ist ein organisatorisches Talent, das darauf Bedacht zu nehmen hat, diese Todtenstadt ordnungsgemäß zu verwalten.

Und doch liegt auch über diesem immensen Kirchhofe einer neuen praktischen Zeit Frieden. Hoch oben wölbt sich die Weite des Himmels, durch keine ragende Kirche und keinen hohen Baumstamm für das Auge getheilt, wie ein großer blauer, erzener Schild, der gewaltiger an die Allmacht und Unendlichkeit erinnert als die feine, wehmüthige Enge eines Dorfkirchhofs. Mit weit ausgebreiteten Armen nimmt diese Riesenstätte Tausende und Hunderttausende zur letzten Ruhe entgegen, legt sie dicht bei einander, als ob der große Allgleichmacher Tod diese weite, eintönige Fläche als sein Wahrzeichen geschaffen hätte.

Die glänzende Gefolgschaft der Generale und andern Offiziere, die wie eine schillernde Kette hinter dem Sarge gewandert war, bildete einen weiten Halbkreis, in dessen Mitte Albrecht von Heidenstamm stand, dicht hinter dem Pfarrer.

Wo war Joseph?

Janes Augen suchten ihn, bis sie ihn schließlich sah. Er lehnte unbeachtet in der letzten Reihe an dem Gitter eines Grabes, zwanzig Schritt von seinem Bruder entfernt und ganz von den Uniformen der vor ihm Stehenden verdeckt.

Eine lange, feierliche Stille.

Man hörte nur dumpf die Erdschollen aufschlagen und bisweilen das Klingen eines Spatens, der gegen einen Stein stieß.

Die Leichenträger schleppten Kränze herbei, die sie in solchen Massen auf den schmalen Hügel häuften, daß die zu unterst liegenden Blumen erstickten. Nur auf die breiten Seidenbänder gaben sie Obacht, und die ermüdeten Umstehenden versuchten die einzelnen Inschriften zu lesen, glänzende Inschriften mit prunkvollen Namen: Prinzen, Regimenter, Rennvereine, Excellenzen, Generale. Die kleineren und bescheideneren Kränze von den Schulfreundinnen und dem Hauswirth und andern, wenig bedeutenden Leuten, die irgendwann mit Marie im Leben zusammengetroffen waren und sie gern gehabt hatten, wurden von den Trägern zu unterst verborgen.

Noch einmal begann der Pastor, aber er sprach nur noch wenige Worte. Er segnete das Grab und segnete die Umstehenden: „Der Herr halte seine Hand über euch und gebe euch Frieden".

Man athmete tief auf, die Ceremonie hatte über eine Stunde gewährt. Und jeder einzelne trat heran zu Albrecht von Heidenstamm und schüttelte ihm die Hand.

Dann ging man, langsam, ohne Eile, würdevoll. Bis man am Ausgange den Wagen fand und dem Kutscher zurief: „Was die Gäule laufen können!"

Wie ein pompöser Hetzkorso jagte die Masse der Wagen die Hildesheimer Straße entlang zur Stadt zurück, so daß alle Leute stehen blieben und das glänzende Schauspiel betrachteten. Offiziere, Offiziere, nichts als Offiziere! Es war wie bei einer Heimfahrt vom Rennen. Großartig!

Albrecht von Heidenstamm fuhr mit dem Pastor. Ihr Wagen war der einzige, der in gemessenem Tempo und guter Haltung zur Stadt rollte.

* * *

Joseph stand an dem Grabe, das jetzt ganz still und einsam lag. Ein paar Bekannte hatten ihm, ehe sie gingen, die Hand gedrückt, — nun waren sie alle fort.

Er konnte nichts denken, eine bleischwere Müdigkeit preßte ihn nach diesen vielen durchwachten Nächten nieder. Er legte die Hände um zwei der Grabgitterspitzen und beugte den Kopf darauf.

Was nun?

Marie dort vor ihm tief im Grabe und er ganz allein.

Er richtete den Kopf in die Höhe und blickte nach dem fernen Horizont und versuchte seine Gedanken zu sammeln.

Er zuckte mechanisch die Achseln, als wollte er sich selbst sagen: „Es ist zu Ende, du hast Niemand mehr und nichts."

Grab an Grab lag vor ihm, Grab neben Grab. Die Sonne breitete ihre Lichter über all die Rosenbüsche und blühenden Sträucher, auf einem Marmorkreuz saß ein Vogel und zwitscherte — es war wohl viel Wemuth auf diesem Totenfelde, aber nichts Trauriges. „Hier ist die Ruhe und hier ist Frieden — komm — bleib."

Eine seltsame, halbvergessene Erinnerung kam ihm in den Sinn, wie Marie so oft gesagt hatte:

„Joseph, halt dich gerade."

Und er richtete sich aus seiner gebeugten Haltung empor und lächelte.

Aber nur einige Sekunden stand er so, dann legte er den Kopf wieder auf die Hände, die immer noch die Gitterstäbe umspannt hielten, und schloß die Augen. Sie schmerzten, das helle Licht that ihnen weh.

Er fühlte keine Trauer mehr, es war ja gut so für Marie, das Beste; er fühlte nur eine Leere in sich und um sich. Wie Jemand, der das dumpfe Bewußtsein hat: „Irgend etwas muß geschehen, irgend etwas mußt du thun," aber nicht weiß, was.

„Du gehst jetzt hinaus aus dem Kirchhofe," dachte er, „und kommst auf die Hildesheimer Straße, wie sollst du dann weitergehen? Links nach der Stadt oder rechts in die Felder? Und dann? Was dann?"

Er sann darüber nach. Wenn er jetzt ein Pferd hätte, er würde irgendwohin reiten und das Pferd laufen lassen. Er brauchte nicht auf den Weg zu achten und Fuß vor Fuß zu setzen, er hätte gewissermaßen Jemand, der ihn führen, der schon auf den Weg acht geben würde.

Oder wenn er seinen kleinen Terrier hier hätte. Der würde vor ihm herlaufen, und er könnte einfach hinterher gehen. Bisweilen würde er ihn rufen: „Fox, hier!" und würde ihn streicheln. Irgend Jemand muß man haben, mit dem man sprechen kann.

Vielleicht könnte man einen Jungen in die Stadt schicken nach dem Hotel und Fox holen lassen. Aber Fox wird den Jungen beißen. Und vielleicht giebt Jane den Hund gar nicht her, den er gehört eigentlich ihr.

Jane — was sie jetzt anfangen mag? Sie wird heute abreisen oder ist schon abgereist, — arme Jane! Sie hat es nie böse gemeint. Sie würde mir Fox schicken, wenn ich darum bitte, selbstverständlich. Sie war nie kleinlich.

„Nie kleinlich" — er sann über die zwei Worte nach und hielt sie fest. Er hatte in diesen letzten Wochen so viel Kleinliches gesehen, auf Schritt und Tritt.

„Joseph!"

Er fuhr auf und starrte sie an.

Jane hatte ihn ganz leise gerufen. Sie stand einige Schritte von ihm entfernt, ebenso wie er an das Gitter gelehnt, ihre beiden Hände ebenso wie seine Hände um die Eisenspitzen gelegt.

„Du? Hier?"

Sie antwortete nicht gleich und blickte ihn auch nicht an. Sie schaute auf die Kränze und Seidenschleifen, und erst nach einer langen, minutenlangen Pause begann sie leise zu sprechen, immer ohne Joseph anzusehen:

„Du hast sie sehr lieb gehabt, Joseph, und sie ist sicherlich diese Liebe auch werth gewesen. Für mich war sie eine Fremde, und ich war es für Marie. Wir sind uns auch fremd geblieben, wie es natürlich war. Ich habe geglaubt, als wir herkamen, deine Liebe für mich sei größer als die Erinnerung an deine Jugendliebe, aber es war nicht so." Sie suchte nach Worten, aber sie fand sie nicht in dem immer hastigeren Reden, und nun begann sie, erst abgebrochen, dann im Zusammenhang englisch zu reden. „Denn es war nur Erinnerung, was dich zu ihr zurückgeführt hat. Jede andere Frau wäre außer sich gewesen, ich war es nicht, Joe. Man soll jedem Menschen seine Freiheit lassen, auch im Denken und Fühlen; ich habe kein Wort zu dir gesagt, ich habe dir alle Freiheit gelassen, — habe ich nicht, Joe?" Ihre Stimme zitterte ein wenig. Sie wollte aufschauen, aber sie that es nicht. Sie fühlte, daß er sie anblickte. „Ich bin unglücklich geworden, Joe, aber ich habe dir nicht gezürnt. Du hast mich nicht verrathen mit einer andern, du bist ihr treu gewesen, das war es. Nicht weil sie noch schön war, sondern weil du und sie, weil ihr beide — weil —" ihre Stimme versagte einen Augenblick, aber sie überwand den Schmerz: „Sie hat dich lieb gehabt, Joe, aber ich habe dich auch lieb gehabt. Nicht damals, als wir uns kennen lernten, oder doch, auch da schon, aber nicht so wie, wie jetzt, wie — und — und—"

„Jane!" Er löste ihre beiden Hände von den Gitterstäben und zog sie leise an sich.

Und zum erstenmal in ihrem klaren und ruhigen Leben verlor sie die Fassung, schluchzte sie auf, verbarg sie zitternd, hilfesuchend ihren Kopf an der Brust eines andern.

Lange blickte Joseph stumm zur Seite auf das Grab, als ob er auf Jemand horchte, der von dort her zu ihm spräche.

Dann nickte er dem Grabe zu: „Ja."

Er legte die Hand auf Janes Arm und sagte müde: „Komm."

So gingen sie die lange, gerade Allee entlang, und nur an der Biegung hielt er noch einmal an und wandte den Kopf rückwärts.

Mit schweren, langsamen Schritten ging er dann weiter an Janes Seite durch die Reihen, durch die hohe Halle am Eingang hinaus.

Die englisch-indische Armee.

Das englische Heer in Indien theilt sich auf Grund einer alten Ueberlieferung seit seinem Bestande in die Armeen von Bombay, Madras und Bengalen, die eine jede ihren kommandirenden General und ihren eigenen Generalstab haben. Nur im Falle einer gemeinschaftlichen Aktion sollen die drei Armeen unter einheitlichen Oberbefehl gestellt werden, dafür ist heute der Höchstkommandirende der Armee in Bengalen ausersehen. Als vierter Bestandtheil der englischen Truppenmacht ist erst in jüngerer Zeit das Grenzkorps des Punjab hinzugekommen, das zwar der Armee von Bengalen attachirt ist, aber dem direkten Befehl des Generalgouverneurs der gleichnamigen Grenzprovinz untersteht.

Eine der charakteristischsten Eigenthümlichkeiten dieses Heeres ist die Thatsache, daß sich das gesammte britische Heer in Indien von 218,218 Mann auf 191 Garnisonen über das ganze Reich vertheilt, die nicht nach den Prinzipien der Landesvertheidigung, sondern meist nach den von den Ortschaften ausgesprochenen Wünschen stärker oder schwächer belegt worden sind. Die größte Garnison hat Sekunderabad mit dem Vorort Bolarum und zwar zwei englische und fünf eingeborene Infanterie-, ein englisches und zwei eingeborene Kavallerieregimenter, eine Feld-, eine reitende und eine Garnisonbatterie, eine Pionierkompagnie, in Summa 8600 Mann; es folgen Peshawar mit 5000, Umballa mit 4700, Bangalore mit 4600, Poonah mit 4500, Kohat mit 4550, Lucknow mit 4300, Rawalpindi mit 3500 und Quetta mit 3250 Mann, insgesammt sind darnach 43,000 Mann in 10 Garnisonen untergebracht, woraus folgt, daß für jede der übrigen 181 Garnisonen nur höchstens 900 Mann übrig bleiben. Ist so ... Art der Dislozirung der Truppen ... ihre Ausbildung, für die Mobilmachung und die einheitliche Verwendung höchst unvortheilhaft und bedenklich, so ist es die Zusammensetzung der Armee aus eingeborenen und europäischen Soldaten noch mehr.

Die Armee von Bengalen oder die Nordarmee zählt 130,375 Offiziere und Soldaten, die sich mit 46,322 auf das englische und mit 84,053 auf das eingeborene Element vertheilen; zu ihr gehören 12 Batterien und eine zahlreiche Reiterei, die in Punjab vertheilt ist und von hier die aus Afghanistan und Persien einmündenden Hauptstraßen unter dauernder Beobachtung halten soll. Zur Armee von Madras, der gleichzeitig die Aufgabe zufällt, Birma zu bewachen, gehören 46,072 Offiziere und Soldaten, wovon nur 13,949 Engländer, 32,123 dagegen Eingeborene sind; ein weiterer Nachtheil dieser Armee ist, daß sie über gar keine Artillerie verfügt und auch nur wenig Kavallerie bei sich hat, dagegen mit fünf Pionier-Detachements ausgestattet ist, für die gerade hier kaum passende Verwendung sein dürfte.

Was schließlich die Armee von Bombay anlangt, so ist sie nicht allein zum Schutz von Indien da, sondern sie muß auch die Garnison von Aden bilden und Detachements an der britischen Landesgrenze in Afrika gegen die Somalis belassen, wo bekanntlich zur Zeit Unruhen ausgebrochen sind und das 16. leichte Infanterieregiment aus Bombay mit 4 Geschützen als Verstärkung der dortigen Besatzung helfend eingreifen mußte. Von den 41,711 Offizieren und Mannschaften, die die Armee von Bombay bilden, sind auch nur 13,099 Engländer, während 28,672 Mann zu den eingeborenen Truppen zählen.

Wenn man nun auf der Basis der Stärkegliederung weitergeht und untersucht, wie sich das britische Element und die Eingeborenen auf die einzelnen Truppengattungen vertheilen, so findet man zunächst bei der Infanterie das Verhältniß von 53,701 Engländern zu 113,529 Eingeeborenen, d. h. also ein Uebergewicht der letzteren über die ersteren um fast die doppelte Zahl. Noch ungünstiger gestalte sich die Gegenüberstellung der Kavallerie, bei der 5679 das englische, 23,348 das eingeborene Kontingent bilden. Fast ganz verschwunden sind die englischen Truppen aus dem Pionierkorps, denn hier gibt es nur 254 englische Offiziere, dagegen 4015 eingeborene Soldaten. Zu einem umgekehrten Ergebniß führt der Vergleich englischer und eingeborener Truppen lediglich bei der Artillerie, denn hier finden wir 12,723 Engländer gegenüber nur 3757 Eingeborenen, und nach neueren Nachrichten heißt es sogar, daß die englische Regierung anstrebt, die Geschützbedienung ausschließlich englischen Soldaten zu überlassen. Diese Verfügung hat jedoch nichts mit der Erkenntniß von der Nothwendigkeit einheitlicher Ausbildungs-Prinzipien zu thun, sondern hängt lediglich mit dem Mißtrauen zusammen, das man immer noch gegen die fremdländischen Bestandtheile der Armee beobachtet. Dieses Mißtrauen ist aber auch voll begründet und richtet sich nicht allein gegen den Charakter, sondern auch gegen den höchst zweifelhaften militärischen Werth einzelner Volksstämme, die die eingeborenen Truppentheile bilden. Wirklich gute, brauchbare und zuverläßige Soldaten unter jenen sind wohl nur die Gurkhas, die kriegsgeübten Bergbewohner Nepals, und die stattlichen Sikhs aus dem Punjab; aber sie machen doch höchstens den vierten Theil der Gesammtheit des eingeborenen Bestandes aus und können daher nicht den Ausfall decken, den das Heer durch die Minderwerthigkeit der Sipoys in den Madras- und Bombay-Armeen erleidet, die sich theils aus Mittelindien, theils aus Bengalen, theils aus Assam rekrutiren.

England ist sich aller diesre nachtheilgen Thatsachen voll bewußt und würde zweifellos, in Anbetracht eines in Zukunft vielleicht nicht zu vermeidenden Krieges mit Rußland, auch zu Opfern bereit sein, um Wandel in der Militärorganisation Indiens zu schaffen, wenn sich ein solches Ziel in absehbarer Zeit mit einre Hand voll Millionen erreichen ließe. Zur Zeit ist jedoch daran nicht zu denken, da England fast an allen Enden der Welt engagirt ist und daher seine Kräfte nicht auf einen Punkt konzentriren kann. Inzwischen schreitet aber Rußland lautlos und zielbewußt mit seinen Rüstungen im Kaukasus vor und diese werden vielleicht schon beendet sein, noch ehe England die begonnene Neubewaffnug seiner Infanterie und Artillerie durchgeführt hat und die Reorganisation seiner Armee in Indien in Angriff nehmen konnte.

Die Gesammtzahl der Neger in den Vereinigten Staaten beträgt nach dem letzten Census etwas mehr als 9,000,000. Sie bildet 11.8 Procent der Gesammt-Bevölkerung; gegen 11.9 im Jahre 1890. Daß die Farbigen weniger kinderreich sind, als früher, darf nicht angenommen werden. Die weiße Bevölkerung hat sich nur in Folge der Einwanderung schneller vermehrt als die farbige.

Eine Heirathsbörse für Lords, Grafen, Barone u. a. Adeligen einerseits und amerikanische Millionärinnen andererseits ist in London geplant. Wird Die Geschäfte machen!